

Beilage zu Nr. 134 des Grenzjägers.

Neuenbürg, Mittwoch den 30. August 1899.

Unterhaltender Teil.

Die Belastungszeugin.

Aus den Erinnerungen eines Verteidigers.
Nachzählt von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

Am Frühling des Jahres 1878 wurde ich nach Jackson berufen, um dort einen jungen Mann zu verteidigen, der angeklagt war, eine Postkutsche beraubt zu haben. Ich hatte eine lange Konferenz mit meinem Klienten und er gestand mir, daß er in der fraglichen Nacht, in der die Postkutsche beraubt worden, mit einer Anzahl von Freunden in Topham gewesen war, und daß sie auf dem Rückwege dem von Jackson kommenden Postwagen begegnet wären. Einige seiner Gefährten waren sehr betrunken, und einer machte den Vorschlag, den Postillon zu überfallen und ihm die Postkutsche abzunehmen. Mein Klient erklärte mir, er hätte sich an der Beraubung der Postkutsche nicht nur nicht beteiligt, sondern sogar versucht, seine Gefährten von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie knielten den Postillon, stellten ihn an einen Baum, raubten ihm seine Brieftasche und eilten auf ein benachbartes Feld, wo sie den Raub untersuchten und extra 500 Dollars in verschiedenen Briefen fanden. Die Diebe waren spurlos verschwunden, und da der Postillon meinen Klienten erkannt und erklärt hatte, ihn unter der Schar gesehen zu haben, so war der junge Mann verhaftet worden.

Die Posttasche war aufgefunden worden, ebenso wie die Briefe. Ich hatte mir diese Briefe auf einige Tage zur Prüfung ausgeben und sie dem öffentlichen Ankläger dann zurückgegeben.

Da der Fall erst am nächsten Tage zur Verhandlung gelangte, so ging ich, um die Zeit zu idlen, ein wenig ins Gerichtsgebäude. Der erste Fall, welcher aufgerufen wurde, war eine Diebstahlsache und die Angeklagte war ein kaum 17-jähriges Mädchen, namens Elisabeth Madworth. Sie wurde beschuldigt, ihrer Herrin einer reichen Witwe, Mistress Naseby, hundert Dollars gestohlen zu haben. Doch alle Umstände sprachen gegen sie. Hundert Dollars in Banknoten waren aus dem Zimmer ihrer Herrin gestohlen worden, und sie war die einzige, die zu diesem Zimmer Zutritt hatte.

Die Herrin wurde eben als Zeugin aufgerufen, als ein junger Mann auf mich zutrat und mich beim Arm packte.

„Man hat mir gesagt, Sie wären ein tüchtiger Verteidiger?“ flüsterte er.

„Ja, Verteidiger bin ich!“ erwiderte ich. „Dann retten Sie sie! Sie können es ganz gewiß; denn sie ist unschuldig.“

„Hat sie keinen Rechtsbeistand?“ fragte ich.

„Nein, niemand will etwas für sie thun. Oh, retten Sie sie und ich will Ihnen alles geben, was ich habe. Viel ist es nicht, doch mein ganzes Vermögen steht Ihnen zur Verfügung.“

Ich überlegte einen Augenblick und sah das Mädchen, das mich gerade mit seinen großen Augen flehend anschaute. Schnell stand ich auf, ging auf sie zu und fragte sie, ob sie mich zum Verteidiger zu haben wünsche. Sie antwortete „Ja!“ Dann teilte ich dem Gerichtshof mit, ich wäre bereit, den Fall zu übernehmen, und man ließ mich sofort zu.

Ich bat um eine kurze Pause, um mit meiner Klientin sprechen zu können. Dann setzte ich mich neben sie und bat sie, mir den ganzen Fall offen zu erzählen. Sie sagte mir, sie hätte zwei Jahre bei Mistress Naseby gedient und während dieser Zeit wäre nicht das geringste vorgekommen. Ungefähr vor 2 Wochen hätte ihre Herrin 100 Dollars verloren.

„Sie vermisse sie aus ihrem Schreibtisch,“ sagte das Mädchen, „und fragte mich danach, doch ich wußte nichts. Am nächsten Tage erfuhr ich, Nancy Walter hätte Mistress Naseby gesagt, sie hätte gesehen, wie ich das Geld aus dem

Schreibtisch genommen — sie hätte mich durch das Schlüsselloch beobachtet. Dann gingen sie zu meinem Koffer und fanden dort 25 Dollars von dem fehlenden Gelde. Aber ich hab's nicht genommen, Herr! Es muß irgend jemand das Geld hineingelegt haben!“

Ich fragte sie nun, ob sie jemanden im Verdacht hätte.

„Ich weiß nicht,“ versetzte sie „wer es anders gethan haben könnte, als Nancy. Sie konnte mich nie leiden, weil sie glaubte, ich würde besser behandelt, als sie. Sie ist die Köchin, und ich war das Hausmädchen.“

Sie zeigte mir Nancy Walter. Sie war eine derbe, starknochige Person von 25 Jahren mit niedriger Stirn, kleinen grauen Augen, spitzer Nase und dicken Lippen.

„Herr, können Sie mir helfen?“ fragte mich meine Klientin mit zitternder Stimme.

Nancy Walter, sagten Sie, heißt dieses Mädchen?“ fragte ich, denn ein neuer Gedanke war mir plötzlich in den Sinn gekommen.

„Ja, Herr!“

„Gibt's hier in der Stadt noch ein anderes Mädchen dieses Namens?“

„Nein Herr!“

„Dann seien Sie unbesorgt; ich werde Sie retten.“

Ich ging zum Staatsanwalt und bat ihn, mir die Briefe noch einmal zu geben, die ich ihm eingehändigt hatte, — dieselben, die aus der Postkutsche gestohlen worden waren. Er gab sie mir, ich suchte einen aus, reichte die übrigen zurück, und erklärte ihm, er solle auch den anderen bald wiederhaben. Dann lehrte ich zu meiner Klientin zurück, und der Fall wurde weiter verhandelt.

Mistress Naseby gab ihr Zeugnis ab. Sie sagte, ihr Hausmädchen allein hätte zu dem Zimmer Zugang gehabt. Dann beschrieb sie, wie sie das Geld vermisse und 25 Dollars in dem Koffer des Mädchens gefunden.

„Mistress Naseby,“ fragte ich, als Sie zuerst Ihr Geld vermisse, hatten Sie da Grund anzunehmen, die Angeklagte besäße es?“

„Nein!“

„Haben Sie sie je auf einer Unehrlichkeit ertappt?“

„Nein!“

„Hätten Sie daran gedacht, ihren Koffer zu durchsuchen, wenn Ihnen Nancy Walter das nicht geraten hätte?“

„Nein!“

Mistress Naseby verließ die Zeugenbank und Nancy Walter trat an ihre Stelle. Sie warf mir einen herausfordernden Blick zu, als wollte sie sagen: „Fange mich, wenn du kannst; dann gab sie ihre Aussage ab.“

Sie erklärte, sie hätte am Abend, an dem der Diebstahl stattfand, die Angeklagte in das Zimmer der Mistress Naseby treten sehen und wäre ihr gefolgt, Elisabeth hätte die Thür hinter sich abgeschlossen, sie hätte sich niedergebengt und durch das Schlüsselloch gesehen, wie sie sich am Schreibtisch der Mistress Naseby zu schaffen gemacht hätte. Sie hätte bemerkt, wie sie das Geld herausnahm und in ihre Tasche steckte. Dann hücte sie sich, schraubte die Lampe hoch und verließ schnell das Zimmer. Da hätte sie denn ihre Herrin von dem Geschehen unterrichtet, und sie aufgefordert, den Koffer des Mädchens zu durchsuchen.

Ich rief nun Nancy Walter wieder auf, und sie begann etwas zu zittern, obwohl ihr Blick noch ebenso fest und herausfordernd war, wie vorher.

„Miß Walter, sagte ich, warum haben Sie Ihre Herrin nicht sofort von dem unterrichtet, was Sie angeblich gesehen, ohne erst zu warten, bis sie Sie nach dem verlorenen Gelde fragte?“

„Weil ich das arme Mädchen nicht so ohne weiteres anzeigen wollte,“ erwiderte sie schnell.

„Sie behaupten also, Sie hätten durch das Schlüsselloch gesehen, wie sie das Geld nahm?“

„Ja!“

„Wo stellte sie denn die Lampe hin, während sie das that?“

„Auf den Schreibtisch.“

„Sie sagten vorhin, sie hätte sich gebückt, um die Lampe hochzuschrauben. Die Angeklagte ist aber eine kleine Person, und der Schreibtisch ziemlich hoch, da er, wie Miß Naseby erklärt, einen Aufsatz hat!“

Die Zeugin wurde blaß, sagte sich jedoch und erklärte, sie könne nur sagen, Elisabeth habe die Lampe hochgeschraubt.

„Hatten Sie etwas gegen die Angeklagte und war es Ihnen nicht möglich, 25 Dollars in ihren Koffer zu legen?“

„Nein,“ versetzte sie entrüstet.

„Sie hatten also kein Geld?“

„Nur das, was ich von Mistress Naseby bekam.“

„Dann hatten Sie also kein Geld, als Sie hierher kamen; ich wiederhole die Frage!“

„Nein, und außerdem war das Geld, das man in Elisabeth's Koffer fand, das der Mistress Naseby. Die Banknoten waren gezeichnet.“

„Wollen Sie mir sagen, ob Sie in diesem Staate geboren sind!“ fuhr ich fort.

„Ja!“

„In welcher Stadt?“

Sie zögerte und versetzte nach einer Pause: „In Somers, Montgomery County.“

Nancy Walter, wollen Sie dem Gerichtshof und mir jetzt sagen, wo Sie die 75 Dollars her haben, die Sie in einem Briefe an Ihre Schwester in Somers geschickt haben?“

Die Zeugin wurde kreideweiß und zitterte am ganzen Leibe. Ich ließ eine Zeilang verstreichen, dann wiederholte ich die Frage.

„Ich habe nie Geld fortgeschickt,“ erklärte sie zitternd.

„Sie lügen!“ rief ich erregt.

„Ich — lüge — nicht!“ stotterte sie mit schwacher Stimme.

„Hoher Gerichtshof,“ fuhr ich nach einer Pause fort, „ich kam hierher, um einen jungen Menschen zu verteidigen, der der Beihilfe an einem Poststraube beschuldigt war und auf diese Weise erhielt ich Kenntnis von den Briefen, die erbrochen und bestohlen worden waren. Als ich in den Fall eintrat, fiel mir der Name der Zeugin auf und ich ließ mir von dem Herrn Staatsanwalt den Brief geben, den ich hier in der Hand halte, denn ich erinnerte mich, die Unterschrift Nancy Walter gelesen zu haben. Dieser Brief ist aus der Postkutsche entwendet worden und enthielt 75 Dollars. Bei näherer Betrachtung des Poststempels werden Sie bemerken, daß er am Tage nach dem Diebstahl abgeschickt worden ist. Zum noch deutlicheren Verständnis will ich das Schreiben vorlesen: „Liebe Schwester Dorcas! Ich sende dir anbei 75 Dollars, welche Du für mich aufbewahren sollst. Ich kann es hier nicht, denn ich fürchte, sie werden mir hier gestohlen. Sprich kein Wort darüber, denn ich möchte nicht, daß man es erfährt, daß ich Geld habe. Mir geht's gut; nur ärgere ich mich, daß die Kasse von Elisabeth noch immer hier ist, doch wird es mir schon gelingen, sie auf irgend eine Manier fortzubringen. Weiter weiß ich nichts. Sei gegrüßt von Deiner Schwester Nancy Walter.“

„Hoher Gerichtshof,“ fuhr ich fort, „Sie werden sich überzeugen, daß der Brief an „Dorcas Walter, Somers, Montgomery County“ adressiert ist. Und Sie werden auch bemerken, daß die Quittungen und der Brief von derselben Hand geschrieben sind. Ich will jetzt nur noch erwähnen, was aus den 100 Dollars geworden ist. 75 Dollars sind in diesen Brief gelegt worden, während die übrigen 25 in Elisabeth's Koffer versteckt wurden, um ihre angebliche Schuld zu beweisen.“

Der Gerichtshof zog sich zurück und erkannte selbstverständlich auf „Nichtschuldig.“ Nancy Walter wurde zu ihrem Glück auf der Stelle

Grenzjägers
September
Postboten ge-
abnommt man
ge.



verhaftet, sonst hätte das Publikum an ihr Lynchjustiz geübt; sie wurde späterhin zu 6 Monaten verurteilt.

Der junge Mann, der mich zuerst gebeten hatte, Elisabeths Verteidigung zu übernehmen, erschien zwei Stunden später bei mir und überreichte mir als Honorar sein ganzes Vermögen, 50 Dollars; doch bat ich ihn, das Geld zu behalten, und es später zur Einrichtung zu verwenden, wenn er sich mit Elisabeth — sie war seine Braut — verheiratete.

Beide besuchten mich neulich, er ist jetzt ein wohlhabender Tischlermeister und erfreut sich ebenso wie seine Gattin allgemeiner Hochachtung.

„Etwas über Kurlisten“ schreibt ein Lejer der Württ. Volksztg.: Am 10. Juli d. J. kam der Einsender mit dem letzten Zug 11 1/2 Uhr in Freudenstadt an, übernachtete in einem dortigen Gasthof und verließ in der Frühe des andern Tages die Stadt. Acht Tage nachher las ich im „Schwab. Merkur“ meinen Namen in der Kurliste des Höhenlustkurorts Freudenstadt. Diese Art und Weise, eine mehrspaltige Kurliste voll zu bringen, erkläre ich zum mindesten für eigenartig. Die Veröffentlichung meines siebenstündigen Aufenthalts in Freudenstadt hatte eine Masse widerwärtiger Auseinandersetzungen zur Folge: Ich erhielt einen Urlaub zum Gebrauch einer Kur in Baden-Baden; zu Beginn dieses Urlaubs fuhr ich direkt nach Freudenstadt, um von dort das Nurgthal entlang nach der Station Weisenbach und weiter nach Baden-Baden zu gelangen. Dadurch, daß erst acht Tage nach dem einmaligen Übernachten in Freudenstadt mein Name in der dortigen Kurliste stand, wurde der Anschein erweckt, wie wenn ich gar nicht nach Baden-Baden gekommen wäre. Meinem ganzen Verwandten- und Freundeskreis war es bekannt, daß ich nach Baden-Baden reisen werde, und hinderein mußte ich schriftlich und mündlich den Leuten auseinandersetzen, daß ich nur sieben Stunden lang Freudenstädter Höhenluft in einem Gasthofzimmer gekostet habe. Ich möchte daher dringend darauf aufmerksam machen, daß diese Art von Zusammenbringung einer Kurliste die Interessen der Stadt als Fremdenstadt nicht fördert. — Infolge dieses Freudenstädter Kurlistenartikels teilt ein anderer folgendes Vorkommnis mit: Vor einigen Jahren sahen wir Kurgäste in unserem Hotel an der Tafel. Als Nachts wurde uns die neueste Kurliste überreicht, in der wir alsdann unsern Namen suchten. Mein Tischnachbar und ich machten große Augen, als wir hinter unsern Namen je ein „mit Gemahlin“ fanden. Wußten wir doch unsere Frauen wohlgeborgen zu Hause! Sie hatten uns nicht einmal nach Freudenstadt begleitet. Es lag also nicht der geringste Anlaß vor, sie in der Liste unterzubringen. Man scherzte allerwärts über diese Kurgästevermehrung und es fehlte natürlich auch nicht an derben Spässen, deren unschuldigster nun die sofortige Ankunft unserer Frauen mit Extrazug in Aussicht stellte. Da that auf einmal unser Gegenüber, ein würdiger Herr aus Frankfurt a. M. — wenn er's liebt, soll er von uns begrüßt sein — seinen Mund auf und sprach: Meine lieben Herren! seien Sie nur zufrieden! Sie haben wenigstens Frauen, da fällt die Sache nach außen nicht so auf. Ich bin Junggeselle. Hier aber lese ich soeben zu meinem großen Entsetzen: Rechnungsrat K. „mit Fräulein Tochter“. Was wird da mein Stammvater in Frankfurt von mir denken!! Ergebenst . . .

(Spanische Schwindler.) In neuerer Zeit sind seitens spanischer Schatzgräber-Schwindler, vor denen schon wiederholt gewarnt wurde, abermals Betrügereien versucht worden, indem an verschiedene hiesige Personen je im wesentlichen gleichlautende Briefe eines angeblich in Konkurs geratenen, im Gefängnis zu Madrid befindlichen Banquiers durch die Post übersandt wurden. In diesen Briefen wird den Adressaten mitgeteilt, daß es sich um die Hebung eines auf einer Bank befindlichen Kapitals von 40 000 Pfund Sterling, sowie um die Hebung von zwei Millionen Franken handle, welche der Schreiber

des Briefes auf seiner Flucht in der Umgebung des Wohnortes des Adressaten vergraben habe, und daß der Brieffschreiber, weil als Gefangener an der persönlichen Hebung der genannten Summen verhindert, gegen Ueberlassung von 25 Prozent des Betrages die Dienste des Adressaten in Anspruch nehme, und daß der letztere im Falle seines Einverständnisses zuvor diejenigen Kosten vorzustrecken hätte, welche zur Rettung des Grundrisses über die Verlichkeit des Versteckplatzes des vergrabenen Geldes und zur Rettung des Empfangsscheins über das auf der Bank hinterlegte Kapital erforderlich seien.

Amerikanisches Bier. Was man in Amerika amlich unter „Bier“ versteht, ergibt folgende Definition, die von der chemischen Abteilung des Ackerbau-Departements gegeben wurde: „Bier ist eine gegohrene Zuckermischung, der ein gesunder Bitterstoff zugelegt ist.“ — So weit ist man also in der neuen Welt von der guten alten deutschen Sitte, Bier nur aus Hopfen und Malz herzustellen, schon abgewichen. Kein Wunder, daß das amerikanische „Bier“ so häufig nach Traubenzucker, Koffelkörnern und Gott weiß was sonst für Surrogaten schmeckt!

(Stärker als August der Starke.) Franz Andreas von Javrat wurde im Jahre 1734 in Schlesien geboren, war im siebenjährigen Kriege preussischer Hauptmann, avancierte nach und nach zum General der Infanterie u. Gouverneur von Glatz und starb 1804. An Stärke übertraf er noch den bekannten Kurfürsten von Sachsen, August, genannt der Starke. Denn er brach einem durchgehenden Pferde den Hals, indem er ihm einfach in die Mähne griff, spaltete einem feindlichen Husaren-Offizier den Kopf bis auf die Schultern, hob ein Pferd mit samt dem Reiter empor und exerzierte mit einer Dreipfünder-Kanone wie mit einer Musquete. Als es mit ihm zu Ende ging und der Arzt sich zu ihm ans Bett setzte, meinte er: „Mit mir ist's bald vorbei, ich habe gar keine Kräfte mehr!“ Dabei griff er mit der Hand nach dem Stuhlbein und hob den Stuhl mit samt dem Arzte in die Höhe.

Was für ein geplagter Mann ein Volksschullehrer ist, beweist nachstehender Brief, den ein städtischer Lehrer in Halle von dem Vater einer seiner Schülerinnen erhalten hat, die wegen Ungezieser einen besonderen Platz erhalten hatte. Das Schriftstück hat folgenden Inhalt: „Herrn Lehrer . . . Ich möchte ihn erjuchen da Sie meine Tochter wiederholt zurück geschickt haben wegen Unreinlichkeit möchte ich mir doch bald verbitten da sie meine Person Plamieren denn den Aussehn nach treiben Sie noch ihren Schmerz was man bloß von unverständigen Menschen verlangen kann. In meiner Familie herrscht nur Keimlichkeit — den es muß doch viel ungezieser in ihrer schule geben sonst könnten sie feins haben und möchte ich doch bitten den andern Kinder auch auf den Kopf zu sehn nicht bloß meines denn wenn sie mein Mädchen auf diese Weise belästigen wollen so will ich sie wegnehmen, damit meine Person nicht geplamiert wird in der ganzen Stadt. Sollten diese Worte nicht genügen, so werde ich persönlich erscheinen und es mündlich abmachen. Friedrich Gr. . . .“

Der Durchmesser eines menschlichen Kopfs haares ist von einem Engländer ausgerechnet und auf den 400. Teil eines Zolls festgestellt worden. 400 nebeneinander gelegte Haare würden also den Raum eines Zolls bedecken. Das Männerhaar ist durchschnittlich trotz des häufigen Schneidens viel feiner als das Frauenhaar. Eigentümlich ist, daß die Farbe des Haares dessen Durchmesser beeinflusst; blondes und flachsfarbiges Haar ist am feinsten, hellblondes und vor allem schwarzes am stärksten, rotes und dunkelbraunes halten die Mitte. Verschiedene Male ist die schwierige Aufgabe unternommen worden, die Kopfs haare zu zählen. Der erwähnte Engländer brachte ungefähr 12 000 heraus. Auch die Zahl der Haare ist von der Farbe abhängig. Ein Quadrat Zoll der Kopfs haut trägt 728 flachsfarbene, 638 hellbraune und

585 schwarze Haare. Daß das männliche Haupthaar bei weitem nicht die Wachstumsfähigkeit hat, die das weibliche hat, erklärt sich daraus, daß die weibliche Kopfs haut mit vielmehr Fettgewebe unterlegt ist.

(Das Mittagessen ist erst eine Sitte der neueren Zeit.) Die alten Römer, sowie auch die Deutschen kannten nur Abendmahlszeiten. Das Mittagessen ging aus dem Frühstück hervor. Im 14. Jahrhundert aß man schon um 8 Uhr morgens. Erst zur Zeit Ludwigs XIV. setzte man sich um 11 Uhr zu Tisch und selbst in England war dies zur Zeit der Regierung der Königin Elisabeth die Essenszeit. Im Jahrhundert der Revolution rückte man den Mittag wenigstens in der feineren Welt, bis auf 2 und 3 Uhr hinaus und heute ist man in Paris nicht leicht vor 6 und in England oft nicht vor 10 Uhr abends zu Mittag. Nur an den Deutschen ist diese Revolution spurlos vorübergegangen, sie halten auch heute noch mit der Sonne ihren Mittag. Nicht Unrecht kann man aber jenem Philosophen geben, der da sagt: „Die beste Zeit zum Essen ist für Reiche, wenn sich der Hunger einstellt; für Arme, wenn sie etwas zum Essen haben.“

(Der gestrenge Herr Papa.) Die Thatsache, daß mit dem Antritt des Mündigkeitsalters zugleich das Züchtigungsrecht der Eltern seine Gültigkeit verliert, mag bei uns juristische Gültigkeit haben, aber die freien Söhne des Westens kennen auf ihren patriarchalisch eingerichteten Farmen solche Beschränkung der elterlichen Gewalt nicht. So hat vor kurzem der 106 jährige Farmer Monroe Hedges aus Indianapolis seinen 70 jährigen Sohn regelrecht geprügelt, weil dieser nach einer Kneiperei gänzlich benebelt nach Hause gekommen war und in seinem Rausche Beleidigungen gegen andere Familienmitglieder ausgestoßen hatte. Aber Mister Hedges! Jugend muß doch austoben!

(Von der Sekundärbahn.) Der Schützenbund des Ortes Bummelheim an der Sekundärbahn gelegen — erließ folgende Kundmachung: Die Begrüßung der auswärtigen Vereine findet je nach Eintreffen des Vormittagszuges zwischen 9 Uhr und 10 Uhr statt.

(Reizend.) Gast: „Was? Von all den Gerichten, die auf der Speisekarte stehen, giebt es nur Schweinschaxen? Wozu schreiben Sie denn die anderen erst drauf?“ — Kellner: „Die anderen stehen nur drauf, um den Appetit zu reizen.“

(Entschuldigung.) Richter (zum Angeklagten): „Sie haben sich eine Flasche Wein gekauft und mit falschem Gelde gezahlt?“ — Angeklagter: „Ich bitte, Herr Richter, der Wein war auch nicht echt!“

(Grob.) Junges Mädchen: „Man behauptet, ich hätte die Nase meiner Mutter.“ — Gute Freundin: „Na, dann soll sie froh sein, daß sie sie los ist!“ („Kobold.“)

Gedankensplitter.

In Böhmen am Kaiserstuhl ist an einem Hause zu lesen:

Wenn dieses Haus so lange steht!
Bis auf der Welt der Reib vergeht?
So steht es nicht gewisse Zeit,
Es steht in alle Ewigkeit.

Wahrheit und Humor.

Die bittere Wahrheit, allein serviert,
Mag niemand gerne hinunterschlucken,
Doch wird sie schlau mit Humor fondiert,
Dann nimmt man sie lächelnd, ohne zu mucken.

Wer sich selbst an das Unwahre fettert, wird mit der Zeit ebenso.

Die geschweidesten und die dämlichsten erkennt man an ihrer Schweigsamkeit.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben.

Loß die schwerste Pflicht dir die heiligste Pflicht sein.
Mancher verkürzt sich mit der Art, wie er sich die Zeit verkürzt, auch das Leben.